

GERMAN RESOURCES ON THE MARIANA ISLANDS DIGITAL LIBRARY

compiled by Dirk HR Spennemann

678. Dietzel, Karl H. 1935. "Das japanische Südseemandat." [The Japanese South Seas Mandate]. *Koloniale Rundschau* 26, pp. 228–237.

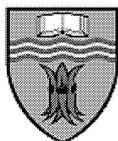
Review of the legal status and economic conditions of the Japanese Mandate, written at a time when Japan was leaving the League of Nations and the future of the Mandate was deemed in the balance. Describes the history of Japanese occupation of the region, first through trade then through occupation. Mentions that the harbour and pier developments far exceed the economic needs. The author concludes that there is little chance of regaining Micronesia for Germany because Japan is too firmly entrenched through its massive settlement scheme.

Source of Annotated Bibliography Entry:

Dirk H. R. Spennemann (2004) *An Annotated Bibliography of German Language Sources on the Mariana Islands*. Saipan, Commonwealth of the Northern Mariana Islands : Division of Historic Preservation. ISBN 1-878453-71-8.

The German Resources on the Mariana Islands Digital Library is a project jointly supported by:

CHARLES STURT
UNIVERSITY



The Johnstone Centre,
Charles Sturt University,
Albury, Australia



Northern Mariana Islands
Council for the Humanities,
Saipan, CNMI



Historic Preservation
Office,
Saipan, CNMI

KOLONIALE RUNDSCHAU

ZEITSCHRIFT FÜR KOLONIALE LÄNDER-,
VÖLKER- UND STAATENKUNDE

26. JAHRGANG

1934/1935

HERAUSGEGEBEN VON
DR. FRIEDRICH MÜLLER-ROSS
ABTEILUNG FÜR ÜBERSEE- UND KOLONIALGEOGRAPHIE
GEOGRAPHISCHES INSTITUT DER UNIVERSITÄT BERLIN

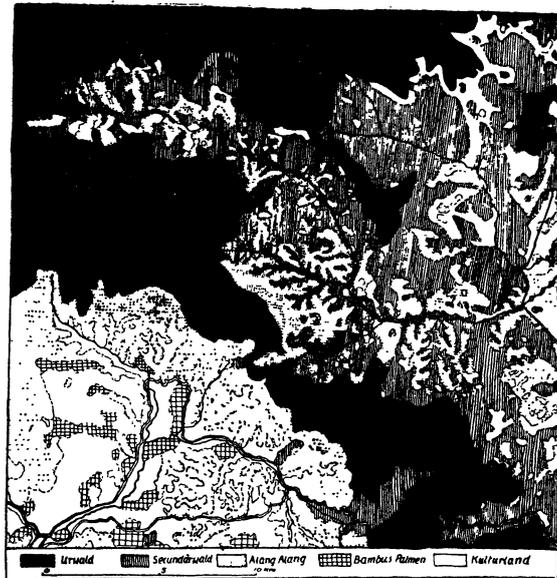


Fig. 7 Vegetationskarte zweier Talgebiete in Süd-Celebes

BERICHTE UND AUFSÄTZE

Das japanische Südseemandat

Von Dr. Karl H. Dietzel, Leipzig

Das japanische Mandat über den nordäquatorialen Teil unseres Südseebesitzes rückt, nachdem es jahrelang das am wenigsten beachtete Problem in dem Komplex unserer kolonialen Wiedergutmachungsforderungen war, jetzt besonders stark in den Vordergrund. Kommt doch der Zeitpunkt des endgültigen Ausscheidens Japans aus dem Völkerbund immer näher, und die von Anfang an vorhandene Krise des Mandatsgedankens tritt, nunmehr zu einer bedenklichen Krise der internationalen Rechtsbeziehungen werdend, dadurch an einem materiell vielleicht nicht sehr bedeutenden, aber in seiner Bewertung außerordentlich delikaten Objekt in ein akutes Stadium.

Die Problematik, die damit offenbar wird, ist freilich für unseren Südseebesitz nicht erst ein Ergebnis der Versailler Friedensschlüsse, sondern sie war schon weit vor dem Kriege da, aber sie ist, wie alle pazifischen Fragen, in Deutschland allzu leicht genommen worden. Man übersah den Lage- und Wertungswandel — oder man interpretierte ihn, da man sich nicht engagieren wollte, wenigstens hinweg —, den unser pazifisches Kolonialreich in den Jahren vor dem Kriege zusehends erfuhr, man stand infolgedessen bei

Kriegsausbruch vor einer politischen Situation, die nicht mehr zu meistern war und vielleicht auch bei anderer Einstellung nur sehr schwer hätte gemeistert werden können. So stehen wir nunmehr nach anderthalb Jahrzehnten zielbewußter und umsichtiger Arbeit des japanischen Mandatars, nach anderthalb Jahrzehnten weiterer, unseren Interessen höchst abträglicher Wandlung, vor einem viel schwereren Entschluß, den wir uns aber gleichwohl in irgendeiner Form nicht ersparen dürfen, wenn wir nicht unsere nationale Ehre und unser nationales Recht selbst preisgeben wollen.

Es darf freilich für eine gerechte Beurteilung der deutschen pazifischen Erschließungs- und Behauptungspolitik der Vorkriegszeit nicht übersehen werden, daß ein Umstand sie besonders erschwerte: das war die Raumweite, und zwar die Raumweite in doppelter Hinsicht, als solche zwischen den Inseln und dem Mutterland und als solche innerhalb der Inseln selbst. Die Ausreise nach unserem pazifischen Besitz erforderte selbst unter günstigsten Umständen — über Sibirien — mindestens dreißig Tage, ja einzelne abgelegene Punkte waren erst in 60 Tagen erreichbar, und es war über diese ungeheure Erstreckung hinweg kaum ein Stützpunkt, der in deutschen Händen gewesen wäre. Ganz ähnliche Größenordnungen der Entfernung galten aber auch innerhalb der Inseln. Von den westlichsten Inseln der Palaugruppe bis zu den östlichsten des Marschallarchipels waren es 4 500 km, vom nördlichsten Marianneneiland bis zum Bismarckarchipel — und die heutige Mandatsgrenze läuft ja nur wenig nördlich davon — waren es deren 3 500.

In fast groteskem Mißverhältnis zu diesen Raumweiten wiederum stehen die in dieser Meereswüste liegenden tatsächlichen Landeinheiten. Sie umfassen noch nicht 2200 qkm, und auch davon ist bei weitem nicht alles bewohnbarer Boden. Von den über 1400 Inseln und Riffen sind nur 623 wirklich besiedelt. Es illustriert die Kleinheit dieser Verhältnisse, daß eine so wichtige Gruppe wie die Palau-Inseln nur 190 qkm Anbaufläche darbietet und daß Inseln wie Saipan mit 185 qkm, Inselgruppen wie Ponape mit 350 qkm schon als besonders groß gelten müssen.

Die verfügbare Siedlungsfläche ist aber nicht bloß winzig, sondern zu großen Teilen auch arm. Der durchlässige Korallenkalk ist vegetationsfeindlich. Eine schütterere Grasnarbe ist die Regel. Fließendes Wasser gibt es fast nie, und dies in einem Klima, das überreichlich Niederschläge spendet, denn sie sinken nirgends unter 2000 mm im Jahr, steigen aber im Luv der Passate bis zu 6000 mm und mehr. Nur dort, wo Kerne festeren Gesteins — fast immer Vulkanite — das Grundgerüst der Inseln bilden — und dies sind nur wenige, ein Teil der Marianen, einige Inseln der Karolinen wie Jap und Ponape, die wichtigsten Eilande der Palaugruppe —, gibt es fruchtbareres Land. Dort steht noch Wald an in kleinen, von der Bevölkerung freilich fast vernichteten Parzellen, dort gibt es fließende Bäche in unruhigem Gebirgsland.

Die fast einzigen Nahrungsspender für die Bevölkerung werden unter diesen Umständen einmal die Kokospalme und sodann das Meer, das Meer

mit seinem Fischreichtum. Groß aber kann die Zahl der hier wohnenden Menschen bei der Lage dieses Lebensraums niemals sein. Rund 50 000 Insulaner waren es zu deutscher Zeit, und auch heute ist die Zahl der Eingeborenen kaum höher geworden. Sie sind ständigen Gefahren ausgesetzt, auf den niedrigen Koralleneilanden durch die Taifune, die ihre Kokoshaine knicken und gelegentlich auch das Land selbst überfluten, auf den höheren Inseln durch eine noch lebendige Tektonik, die sich in sehr schweren Beben äußert. Aber dieser oft recht harte Lebenskampf hat sie gestählt und sie zu teilweise recht hoher Kulturstufe emporsteigen lassen. Der polynesischen Lebensstil ist weithin auf den Inseln durchgedrungen, obwohl das polynesisches Blut nur den kleineren Anteil an der Volksbildung hat.

Stärkere Anreize für eine Kolonisation bot also dieses Land nicht, und dies um so weniger, als es zunächst weit abseits lag. Die Inseln haben in den Jahrhunderten seit ihrer Entdeckung vorerst nur für die Spanier ein gewisses Interesse gehabt. Ihre Philippinenfahrten von Mexiko aus führten durch die Archipele. Sie beschränkten sich aber auf eine Fahrt im Jahr. Lediglich die Marianen sind von den Spaniern missionierend etwas mehr betreut worden, aber diese Missionstätigkeit hat eigentlich nur die fast vollständige Vernichtung der dortigen Chamorrobevölkerung zur Folge gehabt. Seit die Spanier Mexiko verloren hatten, war aber auch dieses letzte Interesse einer europäischen Macht an der Inselnflur geschwunden. Sie lag abseits gerückt von der Verkehrsstraße nach Asien, abseits von der nach Australien und seit dem Zeitalter des Dampferverkehrs auch abseits der Verbindungswege zwischen Nordamerika und dem ostasiatischen Raum.

Sie für die Welt wieder erschlossen zu haben, ist deutsche Leistung gewesen. Es waren deutsche Kaufleute — die Hamburger Häuser Godeffroy und Hernalshausen voran —, die von Osten kommend, über Tahiti, über die Samoa- und die Fidschigruppe, allmählich hierher gelangten, der Kopra folgend, die sie gegen Tabak und Hausrat eintauschten. Es geschah dies seit Mitte des vorigen Jahrhunderts mit solchem Erfolg, daß schon Mitte der 70er Jahre der Handel auf allen diesen Inseln fast ein deutsches Monopol geworden war. Die politische Besitzergreifung der Marschallinseln im Jahre 1885 war deshalb eigentlich nur ein formaler Akt, und daß sie für die Karolinen, für die Marianen und für die Palaugruppe am spanischen Prestigebedürfnis zunächst scheiterte, änderte nichts an den tatsächlich bestehenden Verhältnissen. Der 1899 endlich erfolgende Uebergang auch dieser Gruppen in deutsche Hand war auch hier nur der politische Ausdruck für einen längst bestehenden Zustand.

Der deutschen Verwaltung war eines zu vollenden bestimmt, was der deutsche Kaufmann durch Eingliederung der Inseln in den Welthandel angebahnt hatte: die Angliederung an den Weltverkehr. Sie war das erste Erfordernis, wenn man zu einer intensiveren Aufschließung kommen wollte. Die Regierung hat, teils aus eigener Initiative, teils in enger Zusammenarbeit mit den hier tätigen Handelsgesellschaften, einen regelmäßigen Dampferverkehr durch die Archipele geschaffen. Er war aber — und dies ist das Entscheidende —

ausgerichtet auf Hongkong. Es war die einzige Möglichkeit, Anschluß an eine Weltverkehrsstraße zu erhalten. Um eigene Ausfuhrwege zu gewinnen, war die Produktion zu gering. Man hat daran gedacht, eine eigene Handels- und Verkehrszentrale, die zugleich ein mariner Stützpunkt hätte sein können, in der Inselwelt zu gründen, und die Jaluitlagune ist eine Zeitlang dafür in Aussicht genommen worden. Aber die Basis erwies sich als zu schmal, und so verfiel man schließlich auf Tsingtau, das, vom Gesichtswinkel der deutschen pazifischen Machtsphäre in der Südsee aus gesehen, ganz ungeeignet war. Im Weltkriege ist dies nur zu deutlich zutage getreten. Für den Inselbereich begnügte man sich leider mit der Anlage einer ganz ungeschützten Kabel- und Funkstation auf Yap in den Westkarolinen:

Den Charakter des Schutzgebietes als den einer reinen Handelskolonie zu ändern, verbot wiederum Lage und Raumgestaltung. Die Inseln waren viel zu weit von der Heimat entfernt, sie verteilten sich splitterhaft über ein riesiges Meeresareal, ihre Landflächen waren viel zu klein. Siedlung war nicht möglich wegen des tropischen Klimas, Plantagen vermochten sich auf den engen Inselräumen nicht zu entfalten, sie sind nur stellenweise und auch da nur in sehr bescheidenem Ausmaß angelegt worden. Die Regierung mußte sich so darauf beschränken, die Eingeborenen zur Produktionssteigerung anzuregen, und dies ist ihr auch in hohem Maße gelungen. Intensiver vermochte man nur auf den beiden Phosphatinseln Nauru und Angaur zu arbeiten, und dort ist denn auch ein großzügiger Abbau ins Leben gerufen worden. Gleichwohl ist die Zahl der Weißen gering geblieben. Sie betrug kurz vor dem Kriege rund 600 Menschen, und darunter waren etwas über 500 Deutsche.

Diese Handvoll Menschen waren, praktisch wehrlos, über einen riesenhaften Raum verteilt, an sich schon eine gefährliche Situation, aber um so gefährlicher, als die Lagebeziehungen des Schutzgebiets sich während der deutschen Herrschaft zusehends veränderten. Die deutsche Verwaltung selber hatte diese Veränderung durch Angliederung der Inseln an den Weltverkehr bewirkt, aber sie vollzog sich auch ohne deutsches Zutun durch die politischen Verschiebungen im westlichen Pazifik, ja sie war, zum Teil wenigstens, bereits sichtbar, als Deutschland das spanische Erbe übernahm, das ja eine unmittelbare Folge der spanischen kolonialen Liquidation nach dem spanisch-amerikanischen Kriege war. Als Deutschland im Jahre 1899 die Marianen erhielt, war die wichtigste dieser Inseln — Guam — bereits ein Jahr vorher zunächst als Kabelstützpunkt an die Vereinigten Staaten übergegangen, die mit seiner Hilfe ihre neue Verbindung nach den Philippinen zu sichern suchten.

Es war aber nicht so sehr diese für die deutsche Arbeit im Gebiet belanglose Querverbindung, die eine Gefahr bedeutete, sondern es war die Rückwirkung dieser Querverbindung auf Japan, die verhängnisvoll werden sollte. Die Havaii—Guam—Philippinenlinie riegelte Japan gegen Süden ab, und sie sperrte damit eine japanische Stoßrichtung — oder vielmehr Rückstoßrichtung —, die sehr alt ist. Die Bonin-Inseln liegen auf ihr, und sie sind

eine japanische Entdeckung vom Ende des 16. Jahrhunderts. Sie sind auch bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts eine japanische Kolonie gewesen, aber schließlich im Gefolge der seit dem zweiten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts immer mehr sich verschärfenden Abkapselung Japans von der Außenwelt wieder aufgegeben worden. Für die nun herrenlosen Eilande haben sich 1822 England, 1828 sogar Rußland interessiert, aber schon in unmittelbarem Zusammenhang mit der Wiedereröffnung des Inselreiches für die Außenwelt, noch in den 60er Jahren, entstand bereits ein erbitterter Streit zwischen Japan und England um die Gruppe, in dem die werdende östliche Großmacht Sieger blieb: seit 1876 sind die Bonin-Inseln und die noch weiter südlich von ihnen liegenden Vulkan-Inseln wieder in japanischem Besitz.

Die amerikanische Sperre hat zunächst zur Folge gehabt, daß die Japaner sie durch eine friedliche Durchdringung unseres deutschen Besitzes zu kompensieren suchten. Sie kamen als Händler, Handwerker und Schiffer und ließen sich überall auf den deutschen Inseln nieder. Auf Yap bestand eine japanische Bootswerft, die, wie sich bei Kriegsausbruch herausstellte, nur gediente japanische Soldaten beschäftigte. Die Zahl dieser Leute war vor dem Kriege noch nicht sehr groß, aber sie stieg rasch von Jahr zu Jahr. Sie lebten vor allem im Westen der Inseln, auf den Marianen, auf den Westkarolinen, auf den Palau und auch im Bismarckarchipel, also längs der japanischen Vorstoßlinie, während es im Osten, auf den Ostkarolinen und auf den Marschallinseln, nur sehr wenige gab. Als Agenten haben sie der japanischen Politik sehr wertvolle Dienste geleistet.

Der Versuch der Vereinigten Staaten, Japan gegen Süden abzuriegeln, hat aber nicht bloß die Japaner in den neutralen deutschen Raum gelenkt, er hat auch schon halb vergessene australische Ambitionen wieder zu neuem Leben erweckt. Auch sie waren nicht unmittelbar gegen den deutschen Besitz gerichtet, sondern entstanden nur, weil die Australier in dem japanischen Vordringen eine früher oder später gegen sie gerichtete Bedrohung erblickten. Die ohnedies nur schwer verwundene Bitterkeit über die Einschlebung deutschen Besitzes in diese Gewässer brach von neuem auf, man trachtete nach den Inseln, um den Japanern zuvorzukommen. Deutscherseits hat man sich dieser Situation gegenüber in dem Sicherheitsgefühl gewiegt, daß man, ähnlich wie die Holländer weiter im Westen, eine Art Pufferstellung einnahm. Die Möglichkeit, daß England im Ernstfalle den Australier dem englisch-japanischen Bündnis opfern könne, ist gar nicht in Betracht gezogen worden.

In London hat man diesen Verzweiflungsschritt im Jahre 1914 aber doch getan. Man überließ zwar den Australiern die Besetzung des Kaiser-Wilhelm-Landes und des Bismarckarchipels, die Japaner aber durften die Inseln nördlich des Äquators okkupieren. Es geschah fast kampflös, da an Widerstand nicht zu denken war. Nur auf Yap sind einige Schüsse gefallen, weil englische Kriegsschiffe schon in den ersten Kriegstagen — von See aus — den dortigen Funkturm zusammenschossen. Der naive Glaube der Australier

freilich, daß die japanische Besetzung gewissermaßen nur in ihrem Auftrage erfolge, hat nicht lange Bestand gehabt. Sie organisierten im Herbst 1914 allen Ernstes eine eigene „tropical force“, um die japanischen Truppen abzulösen, und mußten zu ihrer Enttäuschung erleben, daß die englischen Marinebefehlshaber in den australischen Gewässern das Geleit der Transportschiffe verweigerten. Im englisch-japanischen Geheimvertrag vom 16. Februar 1917, der die noch heute geltende Aufteilung mit dem Äquator als Scheidelinie festlegte, sind die australischen Ansprüche endgültig beiseitegeschoben worden.

Die Japaner haben sich dann sehr bald in ihrem neuen Besitze häuslich eingerichtet. Schon im Juli 1918 wurde die bis dahin bestehende Militärverwaltung durch einen Zivilverwaltungskörper abgelöst, den man aber bezeichnenderweise dem Marinedepartement unterstellte. Die damit etwas allzudeutlich herausgestellten strategischen Ziele, die man mit der neuen Erwerbung verfolgt hatte, hat man freilich später wieder etwas cachieren müssen. Schon die Versailler Verhandlungen selbst, noch mehr aber die Verhandlungen um die Verteilung der Völkerbundsmandate brachten allerdhand Schwierigkeiten. Die Amerikaner erhoben Einspruch, und sie verlangten zum mindesten die Neutralisierung der Kabelinsel Yap. Die Japaner konnten sich gegenüber dem amerikanischen Druck nur mühsam behaupten, und erst das Washingtoner Abkommen vom Winter 1921/22 brachte dann eine vorläufige Lösung, indem es Japan gegen die Zusicherung, keine Befestigungen auf den Inseln anzulegen, freie Hand ließ. Wie weit dieses Versprechen wörtlich gehalten worden ist, steht dahin, sicher aber ist, daß dem Inselreich bei der Schaffung militärischer Sicherungen innerhalb des Mandatsraums bisher recht enge Grenzen gezogen sind.

Die Japaner mußten deshalb einen anderen Weg einschlagen, um sich die Inselwelt fest anzugliedern, und sie haben ihn in einer, am Objekt gemessen, ganz unverhältnismäßig intensiven kolonialen Durchdringung gefunden. Sie hatten dabei gegenüber dem deutschen Vorbesitzer drei ganz wesentliche Vorteile. Die Inselwelt lag vor ihren Toren, durch die Kette der Bonin- und der Vulkaninseln fast unmittelbar mit dem Mutterland verbunden; die eingewohnte Bevölkerung war, wenn nicht rassenverwandt, so doch rassenähnlich mit ihnen und somit leicht assimilierbar, und schließlich: der zuwandernde Japaner war den klimatischen und ozeanischen Verhältnissen der Archipele bereits weitgehend angepaßt, er konnte ein dauernd ansässiges Siedlerelement bilden, während der Europäer der deutschen Zeit stets nur ein fluktuierender Faktor gewesen war, dazu zu allermeist auch nur Händler, weil ihm die Kleinheit der zur Verfügung stehenden Areale selbst den Plantagenbau nur in sehr bescheidenem Umfange gestattet hatte. Diesen nur lose verwurzelten europäischen Handel zu verdrängen, war nicht schwer. Er hatte sich in der deutschen Zeit des nichtprotektionierten Japaners nur mühsam erwehrt, dem protektionierten gegenüber war er von vornherein vollends unterlegen, zumal die Aufnahmefähigkeit des japanischen Mutter-

landes für die notwendig stets kleine Produktion der Inseln praktisch unbeschränkt war.

Die Japaner haben diese Intensivierung der Kolonisation mit bewundernswerter Energie und auch unter großen finanziellen Opfern — bisher haben sie weit über 20 Millionen Yen in das Mandat hineingesteckt — systematisch betrieben. Sie begannen zunächst mit der Verwaltung. An die Stelle der von der Marine eingerichteten Zivilbehörden ist ein sogenanntes Südseebüro mit dem Sitz auf Korror (Palaugruppe) getreten. Es ist in nicht weniger als 6 Sektionen gegliedert und unterhält außerdem noch 6 Zweigstellen, die über die Inselwelt verteilt sind. So entsteht ein Apparat, der rund 700 Beamte beschäftigt, eine groteske Aufblähung gegenüber dem winzigen Beamtenkörper der deutschen Zeit. Und dabei ist diese riesige Behörde nicht einmal selbständig, sondern nur Vollzugsorgan für die Tokyoer Regierung, die alle Anordnungen bis in kleinste selber trifft. Es ist einleuchtend, daß eine solche auch für japanische Verhältnisse ungewöhnliche Zentralisierung nur aus der hohen politischen Bewertung heraus, die man der Inselnflur beimißt, überhaupt begründet werden kann.

Daß schon dieser ungeheure Verwaltungsapparat nicht aus den bescheidenen Einnahmen des Mandats, die im wesentlichen aus einigen Kopfsteuern und einer Verschiffsungsabgabe für Rohrzucker bestehen — eigentliche Zolleinnahmen spielen eine ganz untergeordnete Rolle —, bestritten werden kann, bedarf keines Beweises. Noch viel weniger aus den Inseln herauszuwirtschaften ist aber das für diesen zentralistischen Verwaltungsorganismus erforderliche, äußerst engmaschige Verkehrsnetz. Es besteht zunächst eine Kabelverbindung zwischen Japan und Yap, und außerdem hat man auf Korror und Truk Großfunkstationen erbaut. Für den Fracht- und Personenverkehr innerhalb der Archipele und mit dem Mutterland sind zahlreiche Dampferlinien ins Leben gerufen worden, die nur dank hoher Staatssubventionen überhaupt zu existieren vermögen. Man hat für sie großzügige, weit über das wirtschaftliche Bedürfnis hinausgehende Hafenanlagen geschaffen, zunächst auf Saipan, Korror und Jaluit, und man plant noch weitere. Es sind fast ausschließlich japanische Schiffe, die diese Häfen anlaufen. Eine fremde Flagge, von der deutschen überhaupt nicht zu sprechen, gehört im Mandatsgebiet zu den größten Seltenheiten.

Dieser riesige Organismus schwebt aber keineswegs im Leeren, sondern wird systematisch durch Ansetzung japanischer Bevölkerung unterbaut. Es ist damit noch während des Krieges begonnen worden. Bereits 1920, also noch vor der Uebertragung des Mandats, lebten schon rund 3700 Japaner auf den Inseln, und ihre Zahl ist bis zum Ende des Jahres 1932 auf über 28 000 gestiegen. Die Verwaltung sorgt großzügig für die Beschulung der Kinder dieser Einwanderer, sie sorgt aber auch ebenso großzügig für die Eingliederung der eingesessenen Bevölkerung in den japanischen Staatsbau. Es kommt ihr dabei zugute, daß das in der Sozialstruktur überall herrschende Feudalsystem ihr die Gewinnung erleichtert. Gewonnen zu werden brauchen zunächst nur die Häuptlinge und Dorfvorsteher, denen, wie in der deutschen

Zeit, ihre Kompetenzen im wesentlichen belassen worden sind. Verpflichtet man sie schon dadurch der Regierung, so tut man noch ein weiteres, indem man sie häufig auf Staatskosten nach Japan einlädt und dort weidlich feiert. Bearbeitet wird aber auch die niedere Bevölkerung, die man durch ein wohlgegliedertes Schulwesen in japanischem Sinne beeinflußt. Die Insulaner haben daher, obwohl sie durch den japanischen Bevölkerungszustrom in ihrer Bewegungsfreiheit stark eingeengt worden sind, den Systemwechsel ruhig hingenommen und bisher keine Schwierigkeiten gemacht.

Diese japanischen Zuwanderer sind — und hierin liegt der tiefgreifendste Unterschied gegenüber der deutschen Zeit — in ihrer Hauptmasse Siedler oder gehören doch, wie die Fischer, gewerblichen Berufen an, die eine Dauer-niederlassung erstreben. Die japanische Regierung hat sich die Untersuchung der Niederlassungsmöglichkeiten etwas kosten lassen. Sie unterhält nicht weniger als drei landwirtschaftliche Versuchsgärten und neuerdings auch eine Fischereistation. Auf Grund dieser Versuche sind eine Reihe von Kulturen eingeführt worden, die zu deutscher Zeit überhaupt nicht oder doch kaum bestanden. Die wichtigste von ihnen, und wohl auch die einzige, die Dauer verspricht, ist das Zuckerrohr. Die Anbaufläche dieser Kultur hat sich außerordentlich rasch ausgedehnt, sie umfaßte im Berichtsjahr 1931/32 bereits fast 6600 ha. Da die Zuckerrohrbauern Subsidien erhalten, können sie auch im Kleinbetrieb bestehen. Es wird dadurch eine Bevölkerungsverdichtung erreicht, die man weiter dadurch steigert, daß man auch die Verarbeitung der Ernten zu Zucker und Alkohol — sie erfolgt durch ein beträchtlich hoch kapitalisiertes Großunternehmen — ins Mandatgebiet verlegt hat. Immerhin ist der weiteren Ausbreitung dieser Kultur eine feste und wahrscheinlich sehr bald erreichte Grenze dadurch gesetzt, daß sie nur auf den feuchteren Böden der hohen, also der vulkanischen Inseln möglich ist.

Durch die Hinlenkung der japanischen Siedlerbevölkerung auf den Zuckerrohrbau sind der eingeborenen Bevölkerung aber einmal die Kalkböden der Atolle und somit gleichzeitig auch ihr Haupterwerbszweig, die Kokosnutzung, verblieben. Der Japaner ist bisher noch kaum in sie eingedrungen, und er wird es auch schwerlich tun, da der Kleinsiedler die hier erforderliche Wartezeit bis zum ersten Ertrag nicht aushält, nicht einmal der japanische. Der mit allen Mitteln erstrebten Bevölkerungsverdichtung und Japanisierung bietet sich aber auch auf diesen Kalkeilanden ein Ansatzpunkt: sie geben, mag auch das Kulturland voll von der eingeborenen Bevölkerung beansprucht werden, noch immer dem japanischen Fischer, der ja nur ein Minimum festen Landes bedarf und sich mit unproduktiven Flächen begnügen kann, Raum und Siedlungsmöglichkeit.

Es ist für die japanische Tendenz, zunächst einmal in erster Linie Menschen in das Mandatsgebiet zu bringen, recht aufschlußreich, daß man die innerhalb der Insellur — wenn auch nur in bescheidenem Ausmaß — bestehenden Möglichkeiten eines kolonialen Großbetriebs, der aber der menschlichen Arbeitskraft nicht in so hohem Maße bedarf und vor allem keine

Dauersiedlung gestattet, nicht gerade vernachlässigt, aber auch nicht wie sonst ausgeschöpft hat. Die Ausbeutung der Phosphatlager auf Angaur hat, obwohl sie das einzige größere Vorkommen innerhalb der Mandatszone sind — Nauru lag ja zum Glück für die Engländer 5 Bogenminuten südlich des Aequators —, gegenüber der deutschen Zeit keine Fortschritte zu verzeichnen. Die Japaner haben zwar den von der Deutschen Südsee-Phosphat-A.G. geschaffenen Betrieb auf Angaur fortgeführt, aber die deutsche Arbeitsintensität nicht erreicht. Denn während die Belegschaft der deutschen Werke bis zu 1000 Mann betrug und die Förderung bis zu 90 000 t gesteigert worden war, haben es die Japaner selbst im bisher günstigsten Jahre nur auf knapp 65 000 t gebracht, und sie beschäftigen auch viel weniger Personal.

Die japanische Einwanderung, so bedeutsam sie auch ist, hat aber noch keineswegs die Inselräume erfüllt. Bisher sind es nur die Marianen- und die Palaugruppe, die dichter von Japanern besetzt sind, insbesondere sind die Marianen praktisch bereits japanisches Land geworden. Aber auf beiden Archipelen zusammen wohnen heute fast 89 % der japanischen Bevölkerung überhaupt. Auf den Karolinen und noch mehr auf den Marschallinseln ist die japanische Schicht bisher noch sehr dünn, die einheimische Bevölkerung allerdings auch, besonders auf den mittleren Karolinen und teilweise auch auf den Marschallinseln, recht zahlreich. Immerhin sind auch hier noch, vor allem durch die Ausdehnung der Fischereisiedlungen, erhebliche Steigerungsmöglichkeiten für die Dichtezahlen vorhanden, und diese Steigerungen werden auch zweifellos eintreten.

Aus der Inselnflur praktisch so gut wie verdrängt ist heute der Europäer. Kaum hundert europäische Menschen leben noch auf den Eilanden, und sie gehören zudem zu einem ganz erheblichen Teile der Mission an. Die katholische Mission hat es verstanden, ihr Arbeitsfeld wenigstens einigermaßen zu behaupten. Die auf den Inseln tätigen Kapuziner sind aber keine deutschen mehr, sondern spanische. In japanische Hände über ging dagegen zunächst die protestantische Mission, und nur dem Umstande, daß die japanische Missionsgesellschaft an Personalmangel litt, war die Rückkehr der ersten Deutschen in das Mandatsgebiet zu danken. Jetzt sind wieder 12 Liebenzeller Missionare und Missionarinnen auf den Inseln tätig und sie machen zugleich den Großteil aller anwesenden Deutschen überhaupt aus. 20 Jahre vorher waren es noch 500 Deutsche!

Daß der Handel der Inselnfluren unter solchen Umständen eine ausschließlich japanische Angelegenheit ist, braucht kaum gesagt zu werden. Die Produkte des Mandats gehen ganz nach Japan, sein Bedarf kommt zum weitaus größten Teile von dort. Daß dieses Monopol einmal gebrochen werden könnte, besteht auf absehbare Zeit keine Hoffnung. Das Wichtigste an der Frage des Japanischen Mandats sind diese relativ kleinen Handelsposten auch nicht, auch nicht für Japan, in dessen Gesamthandel sie überhaupt keine Bedeutung haben. Kaum ins Gewicht fallend ist bei der Größe des japanischen Geburtenüberschusses für das Inselreich auch der Landzuwachs und der Zuwachs an Siedlungsraum, den das Mandat zu bieten vermag.

Wichtig allein ist seine Lage, ist die Glacisstellung, die sich Japan in den Inseln gegen Süden geschaffen hat. Das durch die Einschaltung des deutschen Besitzes einst hier bestehende Gleichgewicht ist heute zerstört. Die Amerikaner beginnen daraus die Konsequenzen zu ziehen, und die Australier fangen an einzusehen, daß sie sich durch die Beseitigung des deutschen Puffers selbst isoliert haben. Aber mit diesen Erkenntnissen, die zu spät kommen, ist für uns wenig gewonnen. Das japanische Südseemandat kann für uns heute nur noch eine Ehrenfrage sein. Möge sie ihre befriedigende Lösung finden.

Die Eroberung Marokkos.

Von Dr. Edgar Pröbster

Im März d. J. hat der mehr als dreißigjährige franko-marokkanische Kleinkrieg mit der Unterwerfung des letzten unbotmäßigen Gebiets im Sus el-Aqsa zwischen den Südhängen der Amanus-Berge und der Südgrenze der französischen Zone sein Ende erreicht. Wie er 1899/1902 in der Sahara begann mit der Eroberung der — mindestens seit dem 16. Jahrhundert — zum Scherifenreich gehörigen Oasen im Südosten Marokkos — Gurara, Tuat und Tidikelt ¹⁾ —, so hat er jetzt ebenfalls in der Sahara, und zwar im Gebiet der sogenannten „blauen Leute“ ²⁾ geendet, von deren geistlichen Führern — Ma el-Ainin und dessen Söhnen — lange Zeit die antifranzösische Agitation im Scherifenreich ausging. Ihr letztes religiös-politisches Oberhaupt, der „blaue Sultan“ Merebbih Rebboch³⁾, der als Nachfolger seines 1917 verstorbenen Bruders Ahmed Hiba in Kerdus (etwa 50 km südsüdöstlich von Tiznid) in beschaulicher Ruhe residierte, hat sich am 14. März d. J. vor der Umklammerung durch die Truppen des Generals Catroux nach dem Süden zu den Spaniern in Kap Juby geflüchtet. Er hat sich ihnen von dort aus durch seinen Einfluß auf die Stämme der kleinen spanischen Ifni-Enklave — 2500 qkm — recht nützlich gemacht und ihnen geholfen, den ungünstigen Eindruck ihres arg mißglückten Landungsversuchs vom August v. J. zu verwischen. Dank seiner Unterstützung konnte Oberst Capaz mit nur drei Begleitern am 4. April in der Bucht von Ifni landen und dort die spanische Flagge hissen. Die Franzosen hatten für ihre März-Offensive in ihrem allerdings sehr viel ausgedehnteren und schwierigeren Anteil am Sus el-Aqsa nicht weniger als 25 Bataillone Infanterie, die 3 Artillerie- und die 4 Kavallerieregimenter der Okkupationsarmee, ferner 7 motorisierte Ein-

¹⁾ Sie wurden durch die anglo-französische Erklärung vom 5. 8. 1890 als östlich der Linie Figig—Igh—Kap Blanco gelegen zu Algerien geschlagen.

²⁾ So genannt wegen ihrer auf die Körper abfärbenden Gewänder von blauem Baumwollstoff (khunt).

³⁾ Der Name, der auch Rebbah Rebboh lautet, besagt: Sein Herr (Allah) hat ihn aufgezogen, d. h. nach dem Tode seiner Mutter ohne Hilfe einer Amme.